

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Umbrische Reisegeschichtlein
Autor: Federer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572616>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Veilchen

Auf meinem Tisch die Veilchen
Trug liebe Hand herein,
Und wart' ich noch ein Veilchen,
So blühen sie auch am Rain.

Und wart' ich noch ein Veilchen,
So blühen sie auch am Wald
Und schlingen blaue Seilchen *antsch !*
Sich durch die Wiesen bald.

Und warten noch ein Veilchen,
Das will ich ruhesam,
Da mir vom Lenz ein Teilchen
Schon in die Stube kam.

Ernst Zahn, Gölchenen.

Umbrische Reisegegeschichten.

Von Heinrich Federer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

4. Nach Amerika.

In der alten Bergstadt Aquila hatte ich mich zweier Gräber wegen ein Veilchen aufgehalten. Im einen Grabe ruht der Mönch und Demokrat Bernardino von Siena, der gewaltigste Prediger des fünfzehnten Jahrhunderts. Er donnerte nicht bloß gegen die Lauheit und Schlechtigkeit der Massen, sondern redete besonders gern auch den Fürsten Italiens ins Gewissen und fürchtete sich nicht, den Gonzaga und Este und Visconti ihre volkaussaugende Politik als Sünde vorzuwerfen. Brot für die Seele, aber auch Brot für den ausgemergelten Leib seines lieben Volkes heischte er. Auf einer Missionsreise nach Neapel streckte den lärm- und kampf-gewohnten Mann ein plötzlicher Tod hier in der stillen Abruzzenstadt nieder.

Das andere Grab am andern Ende der Stadt gehörte dem armen Einsiedler Petrus, den das Konklave im Jahr 1298 zum Papst erwählt und aus seiner Wildnis geholt und beinahe mit Zwang gekrönt hatte. Unglücklich war der Eremit, und seine Einfalt wurde von der ganzen Welt mißbraucht. Rasch dankte er wieder ab, entflo, ward gefangen und starb in der Haft seines Nachfolgers vor Heimweh nach den Tannen und Quellen des Gran Sasso und der Freiheit und dem Frieden seiner Bergflauen.

Als ich nun von der Kirche Bernardinos zum Grab des Einsiedler-Papstes pilgerte, das an einem Zipfel des Weichbildes liegt, konnte ich eine gute Zeit lang nicht recht vorwärtskommen. Es drängten sich Frauen und Männer und Kinder mit großen

Bündeln auf dem Rücken und langen Stecken in der Hand die Gasse hinaus. Da stand eine Menge Karren bereit, hochbelastet von Kissen und Körben und von den ungeduldigen Buben schon hin- und hergestoßen. Die Burschen trugen dicke braune Samthosen. Die Weiber hatten steife Wolldecken unter dem Arm. Es galt jedenfalls ein großes Stück Weg.

Die Männer sahen ernst, etliche ältere gleichgültig drein. Die Frauen hatten Tränen in den Augen. Aber die Kinder lachten, und ihre Köpfe zappelten, und die Knie der acht oder neun Knaben vor allem zitterten vor Reiselust. Alle Gesichter waren weich und feucht wie nach Küssen und Umarmungen.

„Avanti!“ rief ein großer älterer Mann an der Spitze, schwenkte nochmals den breiten Filzhut gegen ein Fenster und schritt voraus.

„Orsu!“ Die Truppe mit Bündeln und Karren setzte sich gegen den Bahnhof in Bewegung.

„Maddalena!“

Eine dünne, alte, heftige Stimme schrie das irgendwoher.

„Nicht zurückschauen! Nicht zurückschauen!“ murmelten sich die Pilger zu, und man schob eine hübsche junge Frau in die Mitte zwischen zwei schwerknochige Männer.

Aber da blühte der Schrei wieder durch die Luft, scharf und blutend: „Maddalena!“

„Coraggio!“ brummen die zwei Männer und flemmten die Bedrängte mit den Ellbogen fester.

Aber das Weib ward bleich, zitterte, wandte sich langsam, mühsam um.

„Fanciullina mia, fanciullina mia!“ Klang es jetzt wie ein Trompetenruf. Das war so hell und dringend, daß die Frau sich losriß, mit ein paar Stößen durch den hintern Zug rang und die drei plumpen Stufen zum nahen Haustor emporflog, in die ausgebreiteten Arme einer alten, kleinen, schwer verrunzelten Mutter.

Man hörte nur Schluchzen und Küssen. Es war ein hartes Trennen.

Der Zug stockte. Die ganze Gesellschaft kehrte sich um und sah unwillig und doch mitleidig zu. Was hatte es gekostet, der Alten Lebewohl zu sagen, schon drinnen in der Stube! Und das alte Weiblein hatte versprechen müssen, nicht herauszukommen, bis der Zug vorbei sei. So geschehe die Trennung am leichtesten. Dafür bekam sie nochmals drei warme Küsse. Aber als sie nun die Karrenräder rollen und den Schritt der Männer auf dem Holperpflaster hörte, übernahm es ihre alte heiße Seele, und sie stürzte zum Tor hinaus und schrie, wie ein geängstigtes Drosselweibchen dem Jungen nachschreit, das heute flügge ward und eigene Wege sucht. Hinter ihr stand der Vater, noch älter und runzlicher. Aber er nickt, lächelt und sagt immer: „Sta bene, sta bene!“ Er will an der lautlosen Umarmung von Mutter und Tochter nicht teilnehmen. Aber er singt mit seiner Greisenstimme dazu ganz zufrieden: „Sta bene!“

„Giorgio!“ gebot nun die junge Frau über die Achsel der Mutter in die Gasse hinab.

Auch das noch! Der Schwiegerjohn, Maddalenas Gemahl, stößt seinen Buben aus der Reihe. „Geh,“ murrte er anscheinend böse, „und gib der Nonna noch einen Kuß! Aber recht, nicht wie vorhin! Lauf!“

Der schlankte Junge, mit dem schmutziggelben Gesicht, den rabenschwarzen Krausen und mit Zähnen, die wie scharfe silberne Nägel aus dem hungerigen Maul blühen, wendet sich zurück in die Schar. Er will nicht. Siebzehn Jahre zählt er. Das ist zu viel, um vor allen Leuten auf der Straße eine uralte Donna zu küssen. Ja, das Kind Benedetta nebenan auf dem Karren, das küßt er vor der ganzen Stadt. Er hat glänzende, schon etwas trübe Augen, und um seine magern Wangen spielt etwas wie Leidenschaft. Wahrhaftig, der hat schon reichlich geküßt! Aber hier will er nicht. Er verbirgt sich unter den andern Köpfen.

„Giorgio!“ befiehlt nun die junge Mutter fast drohend.

„Wohin reißen denn diese vielen Leute?“ frage ich einen zuschauenden Mann in blauen Hosen mit roten Schnüren. Es ist der Polizeikapitän del Sere.

„Nach Amerika — Argentinia... Hier haben die jungen Leute nichts zu tun als zu hungern!“

Ah, nach Amerika! Jetzt begreife ich.

„Signore, dort müssen sie schwer arbeiten. Aber sie haben zu essen und bekommen Silber, wahrhaftiges Silber. Nur für uns Alte ist das nichts mehr.“

Die Alten haben nichts mehr zu suchen! Die Alten müssen zu Hause sterben... Aber schau, schau, nun geht Giorgio doch hinauf. Wußt' ich's doch!“

Jawohl, der Bub sieht Großmutter nie wieder. Es ist wahr. Also springt er rasch mit einem Schritt die drei Stufen hinauf, rot bis unters Stirnhaar vor Scham. Und die Greisin läßt ihre Tochter los und nimmt dafür ihren angebeteten Enkel an beiden hüpfenden Backen in ihre dürrten Hände, schaut ihn mit schwimmenden Augen ganz nahe an und verküßt ihn. „Tu, tu... O tu!“ stöhnt sie. Geschaukelt hat sie ihn, gepöppelt und verhätschelt, so böse und stolz er war, und nun entschlüpft er ihr für immer, dieser ewige Quäler und ewige Erquickter ihres Alters! Ach, sonnenlos ist, was noch kommt!

„Addio! Ich werde dir Geld schicken, Nonna!“

Ach, was ist das, Geld! „Aufs Wiedersehen,“ sagt sie, „aufs Wiedersehen!“

Das kann er nicht erwidern, nein. Groß ist das Leben, das nun kommt. Großmütter sterben wie Fliegen weg, schon eh' es recht beginnt. Sehen werd' ich dich nie mehr. „Addio, Nonna! Addio! Bald schreib' ich dir!“

„A rivederci!“ behauptet die Alte steifinnig und küßt ihm nochmals beide magern Backen und den fröhumschlauten Mund.

Aber jetzt ertönt von der Spitze des Zuges gewaltig wie Donner: „Avanti!“ Der Führer ruft es und weist die Straße hinab. „Il treno, orsu!“

Glink rennen Maddalena und Giorgio stiegab und versinken im Zug. Tapp, tapp, tapp marschirt die Kolonne vorwärts. Da sieht Giorgio, noch immer gerötet, nach dem Kind auf dem Karren vorne. Wie Benedetta ihm das Gesicht durchmustert! Sie hat alles gesehen und gehört. Am besten das Küssen. Und jetzt forschet sie mit halb-offenem Mäulchen den hübschen Jungen an, warum er wohl so geliebt und so geküßt wird. Da reiht der nimmerfaule Bursche seine nassen heftigen Lippen auf, schließt mutwillig die Augen zusammen und beugt sich drohend vor, als wollte er das Dirnlein gleich wie ein Kirschendieb vom Alt beißen und erbarmungslos verschlucken. Der Spitzbub, wie gefährlich er aussieht! Das Mägdlein starrt ihn noch ein willenloses Momentchen an und kehrt sich dann erschreckt um. Aber Giorgio lacht weiter. Diese Kirsche und noch viele Kirschen, bei Gott, er wird sie stibitzen!

Von der Hausstiege nickt der kindische Alte noch immer: „Sta bene, sta bene!“ Dann schlurft er ins Haus. Aber die Nonna schaut dem Zug nach, mit beiden Händen sich an den Pfosten haltend, und flüstert immer leiser: „A rivederci, a rivederci!“ Dann grübelt sie etwas aus der Tasche. Gott, wie närrisch, einen Pfirsichstein! Vom ersten Pfirsich dieses Jahres: Giorgio hat die samtene Frucht vor ihren Augen gegessen und das letzte rote Fleisch wie ein junges Raubtier vom Stein geferkbt. Wie seine Augen glänzten und ihm der Saft von den weißen Zähnen tropfte! Dann gab er ihr großartig den Stein zum Geschenk. „Ecco, Nonna, mußt auch was davon haben!“

Ei der Tausend, den will sie sogleich in einen Blumentopf stecken!

Und sie sitzt am Topf und wartet bis ein grüner Schimmer herausblüht. Das wird in einem Jahre geschehen. Dabei vergeht die Zeit. Und noch drei Jahre wird sie warten, dann blüht das Geschöpflein. Und so vergeht die Zeit. Und in zehn Jahren — o, sie hätte Geduld für hundert Jahre! — aber schon in zehn Jahren wächst ein Pfirsich daran. Ganz gewiß! Und das ist Giorgios Pfirsich, fast wie aus seinem Mund gewachsen. Den muß er wieder essen, damit sie den Stein bekommt, o ja, a rivederci, kein Zweifel, so geht es weiter und weiter. Lustig über ihr graues nasses Kurzelgesichtlein hüpfst dieser Traum, und behend wendet sich das kleine Frauelein und trippelt ins dunkle Haus hinein, um den schönsten ihrer vielen schönen Blumentöpfe auszulesen. In der fernen ungeraden Straße verschwindet der Zug auf einmal.

„Sie haben noch viel Zeit,“ murmelt der Capitano, „und pressieren so! Kurios, immer pressieren sie so! Das sind acht Familien. Im April waren es auch acht!“

„So viele!“

„Und letztes Jahr sind vierundliebenzig Menschen hinübergereist!“ Er deutete über den Monte Velino, wo nach seiner bescheidenen Globuskennntnis Argentinien liegen mußte.

Traurig gestimmt zog ich weiter. O Bernardino di Siena, sei froh, daß du das nicht siehst! Nicht einmal Brot hat dein Vaterland für seine Kinder mehr. Die halbe Welt müssen sie durchsuchen um eine Krume zum Sattwerden. Und das andere Brot, ohne das man bei allen Fleischtöpfen Aegyptens und Argentinien hungert, ach, Bernardino, wer gibt ihnen das andere Brot?

(Fortsetzung folgt).

Die Marquardten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Also war auch im Marquardtenhause nach solchem Winter der Frühling wieder ein Eisbrechen und ein Auftauen aller Bächlein und Ströme der Hoffnung nach ihrem Meere. Das Jahr aber versprach Gutes, und die Blust war wie eine weiße Wolke über dem Obstgarten. Das Wetter war fruchtbar und ein göttlicher Wechsel von Sonnenschein und mildem Regen, und das Gras schoß bald wie ein dicker grüner Wald empor, sodaß die Bauern gen Kostniz Vieh kaufen gingen. Da führte denn auch der Marquardt eines Abends einen starken schwarzen Geißbock am Stricke das Land herauf nach seiner Hofstatt und freute sich seines Kaufes; denn er wollte wieder eine Zucht und eine Bauersame haben, und sollte es auch nur die eines Geißbauern sein.

Als die Marei andern Morgens die Stalltür öffnend des schwarzen Untiers gewahr ward, fiel sie ein heftiger Schreck an, daß sie zu zittern begann. Aber gleich schämte sie sich ihrer Angst, und wie zum Troste trat sie näher und fuhr dem Tiere, mit den bebenden Fingern es kaum berührend, über die wirren schwarzen Rückenzotteln, also daß der Bock mit kurzem eigenwilligem Rucke den Kopf seitlich senkte und die Marei roten feurigen Auges von unten her anglokte, wild, fremd, seltsam, daß sie unwillkürlich zurücktrat, unwillig fast — und da gedachte sie plötzlich eines Bildes aus ihrer Kindheit, das ihr einst der Vater in der alten Bibel gewiesen, so Satanas den Verführer darstellte, wie er in Gestalt eines schwarzen Bockes, aufrecht aus einem Busche lauernd mit großen roten Augen, auf den Gang des Nazareners in die Wüste wartete, damit er ihn von der Höhe des Berges in den Abgrund stoße. Und wie sie da, des Bildes gedenkend, lächeln mußte, schlug sie doch wieder einmal das Kreuz und überfiel sie wieder einmal die Angst und die Ahnung. Der Bock aber glockte sie noch immer an, roten großen Auges, und zeigte das Weiße. Und dann schalt sie sich wieder töricht und abergläubisch. War sie denn nicht gestürzt und gestraft und gebüßt genug und Fastens satt, ob sie gleich nicht in der Wüste wohnte?

Mit solchen Gedanken wollte sie sich Angst und Ahnung aus dem Gemüte bannen, aber es wurde ihr schwer und gelang nur schlecht. Wie es nun einmal vielen Menschen gegeben ist, daß sie auf die Zeichen und Stimmen der Natur mehr als auf die Worte der Propheten gehen, so hatte sich auch von Stund an der Marei eine ganze Traurigkeit bemächtigt, daß sie oft vom Tode sprach und vom Sterben und die Kinder lehrte die „Todsangst“ beten.

Es war ein herrlicher Maien: die Blust ohne Hagel vorbei, das Gras früh und hoch, dazu wallte die Saat dick aus dem Boden wie die Wolle eines jungen Hundes. Die Bauern aber waren des vergnügt und froh, lachten und opferten zuweilen auch, heut in der Kirche, morgen im Leuen, wie's sich gerade traf. Da schossen auch dem Marquardt alte versteckte Hoffnungen wie Grasbüschel aus seinem Herzen wieder auf, daß er sie mit Liebe hegte und nährte, wie Kinder, und in die Kirchen lief, für sie zu beten.

Ein heller heiterer Heiligkreuztag war angebrochen, da sie vom ganzen Unterland und vom See junge Buchen- und Eschenstauden, mit Frucht und Aehren und Symbolen der Ernte aller Art behangen, gen Kreuzlingen wallfahren trugen zum Heiligenkreuzbild. Da hatte denn auch der Marquardt sich in aller Morgenfrühe aus dem Wald ein ragend Eschenstämmlein geholt und sich daraus einen „Balmen“ zurechtgeschmückt. Den wies er seinem Großen, dem Marquardtlein, und hieß ihn zugleich, der Ziege und der Kinder hüten und der Mutter gehorsamen, indes er für sie alle zum Heiligenkreuzbild wallfahren gehe. Denn im Grunde war er ein frommer Mann, und da der Tag schön und heiß war, dachte er einer guten Andacht und eines gesegneten Durstes und Weines teilhaft zu werden. Pfligten doch die vom See bei solcher Gelegenheit auch ihren „alten Roten“ zur Weihe vorzuführen.

Eine Stunde vor Vesper, als die Sonne etwas nachgelassen und die ob der Hitze wild gewordenen Fliegen sich müde gesurrt, schickte die Mutter das